

Die Neue Welt

Nr. 30

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Nachdem Karl mehrere Male hintereinander verloren hatte, kam eine Art Besinnung über ihn. Er erhob sich, wollte nichts von weiterem Spielen wissen. Aber Richard ließ ihn nicht fort. „Die lachen über Dich, wenn Du weggehst. Bleib ad hier, Karle! Ich werd' D'r schon helfen. Diesmal schmier'n mer se an; daß a mal uff!“

Karl ließ sich bereden und blieb. „Noch einen Nordhäuser, meine Herren?“ fragte Richard. „Auf einem Beine steht nur der Storch!“ Karl wollte zeigen, daß er sich nicht Lumpen lasse und rief dem Better zu: „Schenk ei! Gemal rim! Den gab ich!“

„Aber richtig bedienen müssen Sie, Herr Büttner! Sonst is es keen Spiel nich!“ meinte der Brautopf, „Ihr wart mich wuhl 's Kartenspielen lahren.“

„Koppleffel, die d' r seid!“ rief Karl den Mitspielern zu. Die beiden Fremden wollten etwas erwidern, aber Richard winkte ihnen mit den Augen ab.

Wiederum hatte Karl verloren. Da schlug er auf den Tisch und brüllte: „Betrogne Karlen seid 'r, daß d' r 's wißt! Betrogen hat 'r mich! Gah! mer mei Gald raus, Hunde!“

Die Fremden waren aufgestanden. Karl fuhr fort, auf den Tisch zu hämmern und sein Geld zu fordern. Sein Better trat auf ihn zu. „Halt 's Maul! Schrei nich so laut! Se hieren's sunst vorne.“

„Du hast mer an Dreck zu befehlen!“ Damit hatte Richard auch schon einen Schlag von Karl's Niesenhand in's Gesicht, daß er sich aufheulend die Bache hielt.

Die beiden anderen Männer sprangen auf Karl zu, ihn in den Arm zu fallen. Er schleuderte sie gegen die Wand, ergriff einen Stuhl und schlug blindlings drauf los. Die Hängelampe, von einem Stuhlbeine getroffen, riß vom Flaschenzuge ab, fiel auf den Tisch, wo sie zerbrach.

Inzwischen waren Leute, durch den Lärm herbeigerufen, in's Zimmer gedrungen: der Hausknecht, Gäste, der alte Kaschel. Man umringte Karl, der noch immer um sich schlug wie ein Wilder.

Die neu Hinzugekommenen hatten keine Ahnung, um was es sich eigentlich handelte. Man sah nur, daß es eine Rauferei gab; das erweckte sofort die Lust mitzuthun. Richard hatte sich aus Karl's gefährlicher Nähe zu retten gewußt und spornete nun die Anderen vom Hintergrunde aus an, zuzugreifen und es „dem Hunde“ mal ordentlich zu geben.

Es wurde gerungen. Der Tisch fiel um, Gläser zerbrachen. Plötzlich dröhnte und krachte es. Karl hatte sich Platz geschafft, drang durch den schmalen Gang in die Hausflur. Dort standen auch schon Leute, die sich ihm entgegen warfen. So von allen Seiten umringt, an Armen und Beinen von einem Duzend Häupten gepackt, ward er endlich wehrlos

gemacht. Man wußte nicht recht, was mit ihm anfangen! Die Meisten ahnten nicht, was eigentlich der Anlaß zu dem Krach gewesen sei. Jemand rieth, ihn vor die Thür zu schaffen. Der Vorschlag fand Beifall. Karl wurde zur vorderen Thür geschleppt. Hier gelang es ihm, ein Bein frei zu bekommen, das er gegen den Thürflügel einstemmte. Man drängte und drückte, aber der große Körper war nicht frei zu bekommen.

Richard Kaschel wußte Rath. Der Thürflügel wurde durch eine eiserne Stange abgehalten, die hob Richard aus; sofort gab die Thür nach. Karl stürzte mit sammt seinen Angreifern die Stufen hinab auf die Straße.

In dem allgemeinen Durcheinander, das nun in der Dunkelheit entstand, wurde ein Schlag und der Fall eines schweren Körpers so gut wie überhört.

Man lief in's Gastzimmer zurück, erzählte sich gegenseitig, unter Geschrei und Gelächter, die Heldenthat, die man verübt. Kaschelernt lief umher zeternd und klagend über den Schaden, der ihm am Mobiliar angerichtet worden sei. Um das Schicksal des Hinausgeworfenen kümmerte sich Niemand.

Nach einiger Zeit brannte einer der Gäste seine Laterne an und machte sich auf den Heimweg. Gleich darauf kam er mit verstörtem Gesichte wieder in's Zimmer zurück. Draußen liege Einer in einer Pfütze Blut, berichtete der Mann.

Man eilte hinaus. Karl Büttner lag da einige Schritte von den Stufen. Der Schnee um ihn her war dunkel gefärbt.

Man untersuchte ihn; er war bewußtlos. Das Blut stieß aus einer Wunde am Kopfe.

Ein Messerstück war es nicht. Es sah mehr aus, als habe ihn ein Hieb mit einem stumpfen Instrumente über den Schädel getroffen.

XXX.

Eines Tages im Februar erschien Harrassowitz auf dem ehemaligen Büttner'schen Bauernhofe. Er war in Gesellschaft eines städtisch gekleideten jungen Mannes.

Der Händler fand die vordere Hausthür verschlossen. Er ging daher um das Haus herum, durch den Schnee, nach dem hinteren Eingang, aber auch dort war die Thür verriegelt. Harrassowitz pochte und rüttelte an Thür und Fensterladen; als das nichts nützte, legte er sich auf's Pfeifen und Rufen. Jemand mußte doch im Gehöft sein; es führte ja keine Spur in dem frisch gefallenen Schnee zum Hofthor hinaus.

Endlich erschien der graue Bart des alten Büttner oben in der Dachluke. Er hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, eingekerkert. Jetzt freilich, wo

er den Eigenthümer des Hauses und Gutes selbst vor der Thür sah, mußte er wohl oder übel aufmachen.

Sam war wüthend über das lange Warten. Bei ihm sei es wohl nicht ganz richtig im Kopfe, schrie er den alten Mann an, als der barhäuptig in der Thür erschien. Er solle mal gefälligst sofort Alles öffnen; hier sei Jemand, der sich das Haus ansehen wolle.

Nun ging es an eine eingehende Besichtigung des Ganzen. Vom Keller bis hinauf auf den Boden wurde jeder einzelne Raum beschritten undesehen.

Der Fremde nahm es sehr genau. Er klopfte an die Wände, untersuchte das Holzwerk, blickte in die Oefen und Defen. Vielerlei fand er auszufegen.

Im Keller stand Wasser. Sam, der selbst niemals drin gewesen war, erklärte unverfroren: den Keller habe er immer trocken gefunden bisher; das müsse zufällig eingedrungenes Schneewasser sein. Er wandte sich an den alten Büttner mit der Aufforderung, ihm das zu bestätigen. Traugott Büttner erklärte in mürrischem Tone: so lange er lebe, habe in diesem Keller im Frühjahr stets Wasser gestanden. — Der Händler biß sich auf die Lippen und warf dem Alten gerade keinen freundlichen Blick zu.

Auch sonst wurde mancherlei mangelhaft befunden. Die Defen taugten nach Ansicht des fremden Herrn nichts, während Harrassowitz beschwor, sie heizten ausgezeichnet. Die Dielen sollten an vielen Stellen schadhast sein. Das Dach sei reparaturbedürftig, die Treppe wackelig. Von der Holzstube wollte der Herr garnichts wissen, die müsse er herausreißen lassen und durch Ziegelwände ersetzen.

Kurz, das Haus war, wenn man den Worten des Mannes trauen durfte: „Ein Loch“, in das man eine junge Frau unmöglich führen konnte.

Harrassowitz meinte, mit einigen hundert Mark mache er sich anheischig, aus diesem Hause ein wahres Eldorado zu schaffen, „komfortabel und hochherrschaftlich“.

„Eine Hundehütte ist das Ding!“ rief der Fremde, der die starken Ausdrücke zu bevorzugen schien. „Fünftausend Mark muß ich hier gleich reinzuschmeißen; bloß was das Ausmisten kostet. Natürlich geht das vom Kaufpreise ab!“

Der Händler schwor dagegen, beide Hände zur Bethuerung erhebend, dann könne kein Handel zu Stande kommen; er dürfe nicht eine Mark vom Preise ablassen.

So wurde hin und her gefeilscht zwischen den Beiden. Auf den alten Büttner, der gesenkten Hauptes dabei stand, Mißsicht zu nehmen, schien man für überflüssig zu halten.

Nachdem man Haus und Hof gründlich besichtigt,

wobei der Fremde Alles so schlecht wie möglich machte, während Harrassowig seinen Besitz nach Möglichkeit herausstreich, ging es hinaus zur neu angelegten Ziegelei. Böttner wurde nicht aufgefordert, mit dorthin zu kommen.

Nach Verlauf von einer Stunde etwa kamen die Herren in das Gehöft zurück. Sie bezogen sich in die ehemalige Wohnung der Böttner'schen Familie. Sam verlangte Tinte und Papier und schimpfte, als das nicht zu haben war.

„Sie können derweilen 'raus gehen!“ sagte er zu dem alten Manne. „Aber halten Sie sich in der Nähe auf, bis ich Sie rufen werde.“

Traugott Böttner ging in den Stall. Die Gesellschaft der Thiere war ihm lieber, als die der Menschen. Die Thiere waren unverständlich, stumpf und gutmüthig. Die kaltblütig-grausame Art, seinesgleichen zu martern, hatte der Mensch vor der Kreatur voraus.

Der alte Mann saß bei den Kühen auf einem Melkschemel. Er hatte den Thieren neues Futter vorgeworfen. Gemächlich kauend standen sie da, blickten ihn während des Fressens hin und wieder an, furchtlos; sie kannten ihn ja.

Durch die offene Stallthür konnte man, über den Hof her, vernehmen, wie Jene drüben in der Stube sprachen. Sie schienen noch nicht einig. Es ging lebhaft zu beim Handeln.

Der Bauer versank tiefer und tiefer in Brüten. Eine „Hundehütte“ hatte der Herr sein Haus genannt! Daß der Mensch nicht stumm geworden war für solche Lästerung!

Er, der Böttnerbauer, mußte doch wohl sein Haus kennen und wissen, was es werth war; es gab kein besseres im ganzen Dorfe.

Die Grundmauern mußten uralt sein. Der Vater hatte einmal gehört von Einem, der es verstand: die Mauern stammten aus Zeiten, die noch lange, lange vor dem großen Kriege lagen. Die Holzstube, welche der Fremde herausreißen wollte, war von Traugott's Großvater aus starken, trockenen Tannenbrettern und lärchenen Pfosten eingebaut worden und mochte noch manches liebe Jahr überdauern. Den Dachstuhl hatte Leberecht Böttner neu zimmern lassen; da war kein Balken, der sich gesenkt oder gebogen hätte.

Er selbst, Traugott Böttner, hatte viel Arbeit, Sorge und Kosten auf das Wohnhaus verwendet. Es war stets sein Stolz gewesen, daß es so stattlich sei; er hatte seinen Ehrgeiz darein gesetzt, das von den Vätern überkommene Heim in Ordnung und Stand zu halten.

Er hatte dieses Haus lieb, wie man ein lebendes Wesen liebt. Wenn er vom Felde hereinkam, blickte es ihn schon von Weitem an, freundlich und vertraut, wie eine Mutter. — Es war ja auch die Mutter von vielen Generationen, die in ihm geboren und groß geworden, denen es Obdach und Behausung gewährt hatte.

Er kannte dieses Haus, wie er seine Ehefrau gekannt hatte. Er liebte es nicht nur in seinen Vorzügen und guten Seiten, er liebte es in allen seinen Eigenheiten und Heintlichkeiten, die nur ihm offenbar waren. Er liebte es nicht zum Mindesten der schweren und bangen Stunden wegen, die er unter seinem Dache durchlebt hatte.

Und nun kam da Einer her, ein Fremder, und nannte es eine „Hundehütte“.

Es war nicht Jorn, was der Alte empfand, auch nicht Aerger. All' die jäh aufwallenden, heißen Gefühle waren ausgelöscht in ihm. Mehr ein Staunen war es, ein Verwundern über das, was ihm widerfuhr. Der Geist der streitbaren Auflehnung, der ihn früher oft zu seinem Schaden besaß, hatte einer dumpfen Verdrossenheit Platz gemacht.

Er war still und nachdenklich geworden. Den Leuten im Dorfe wurde er dadurch unheimlich. Wenn er in seinem Stummer gerast, oder zur Schnapsflasche gegriffen hätte, würden sie sich weniger gewundert haben, als über dies stille „Sjmeliren“ des Bauern.

Er konnte neuerdings über einem Worte, einem Erlebnis, stundenlang grübeln. Es war, als ginge er im Kreise, wie ein Thier, das den Köpfele drehen muß. Sein Geist klebte fest und zäh an den Dingen,

konnte sich nicht aufschwingen zu Gedanken, sein Wille sich nicht mehr aufrufen zu Thaten. Der ehemals so thätige Mann war im Stande, halbe Tage in völligem Nichtsthum zu verbringen.

Dann hielt er Selbstgespräche. Zu starkem Fluchen und Schimpfen, wie ehemals, brachte er es nicht mehr. Aber er bekam es fertig, einen und denselben Satz zehnmal und mehr vor sich hin zu sagen, immer schneller, immer lauter; bis er über sein eigenes Sprechen erschraf, sich scheu umsah, ob Jemand da sei, und nach einiger Zeit in seine gewöhnliche Stumpfheit zurückversank.

Auch jetzt wieder hatte er sich in einen Gedanken verbissen: Jener fremde Herr, dessen Namen er nicht einmal kannte, hatte sein Haus eine Hundehütte genannt. Und nun sagte er das Wort vor sich hin mit rauher Stimme: „Hundehütte, Hundehütte, Hundehütte . . .“ daß die Kühe im Fressen innehielten und sich umsahen nach dem närrischen Alten.

Vom Hofe her ertönte jetzt lautes erregtes Sprechen, als ob sie sich dort stritten. In der Hausthür erschien der Fremde. Er war im Begriffe seinen Pelz anzuziehen, hinter ihm kam Sam, suchte den Mann festzuhalten.

„Zwanzigtausend Mark für so eine Hütte ist Underschämtheit!“ schrie der Fremde. „Ich weiß ganz genau, was Sie in der Subhastation gegeben haben dafür.“

„Aber was ich inzwischen hineingesteckt habe, Herr Berger! wollen Sie das, bitte, nicht vergessen.“

Der Fremde stand noch immer in der Thür, er hatte inzwischen den Armel gefunden, schien auf dem Sprunge fortzugehen.

„Schön: 'reingesteckt! 'rausgenommen haben Sie dreimal so viel als Sie gegeben haben! Und nun soll ich Ihnen für den Hof und das Bißchen Ziegelei zwanzigtausend Mark geben! — Verriekt müßte ich sein! Viertausend Thaler gebe ich! Nicht einen Pfennig mehr!“

„Kommen Sie nur in's Haus, Herr Berger!“ mahnte der Händler und suchte den erregten Mann hereinzuführen. „Wir werden schon handelseinig werden!“ dabei klopfte er ihm auf die Schulter.

„Sie sind ein Halsabschneider!“ schrie Berger, folgte aber dem Händler doch in's Haus.

Es dauerte wiederum eine geraume Weile, dann erschien Harrassowig in der Hausthür und rief den Bauern herein.

Er stellte ihn dem Fremden vor. „Das ist hier der alte Böttner, der frühere Besitzer. Ein braver Mann! Ich kann ihn nur empfehlen. Wir sind stets gut miteinander ausgekommen, nicht wahr, Böttner?“ Dabei stieß er den alten Mann vertraulich an.

Böttner sagte nichts. Er stand da, gesenkten Hauptes und blickte auf die Diele.

„Ich habe nämlich an diesen Herrn hier soeben verkauft,“ fuhr Harrassowig fort; er schien in bester Laune, rief sich vergnügt schnunzelnd die Hände. „Das ist also hier Ihr neuer Herr, Böttner! Herr Berger wird die Ziegelei in Betrieb nehmen und gedenkt hier zu wohnen. — Es wird gut sein für Sie, Böttner, wenn Sie sich mit ihm stellen.“

„Das Haus entspricht durchaus nicht meinen Ansprüchen,“ meinte der neue Herr, sich mißmüthig umblickend. „Meine Frau kommt von der Stadt und ist's anders gewöhnt.“

„Es wird der jungen Frau mit der Zeit ganz gut hier gefallen in Halbenau; passen Sie mal auf, Herr Berger! Hier ist's ganz nett, man versteht hier auch zu leben. Und gesund ist's! Die Leute werden alt hier zu Lande! Wie zum Beispiel Herr Böttner hier!“

Der Fremde zuckte die Achseln, dann meinte er, sich an den Alten wendend: „Ich würde Sie unter gewissen Bedingungen im Hause behalten. Eine Kammer können Sie meinetwegen haben, obgleich eigentlich viel zu wenig Platz ist.“

„Böttner nimmt mit Allem vorlieb,“ sagte Harrassowig, sich einmischend. „Sie müssen nur wissen, der Mann hat Zeit seines Lebens hier gewirthschaftet, da wäre es immerhin hart, wenn er Knall und Fall fort müßte. Ich habe auch Erbarmen gehabt mit ihm, obgleich ich's nicht eigent-

lich nöthig hatte. Das ist eben schließlich eine Art von Anstandsspflicht — gewissermaßen.“

Der neue Besitzer machte eine ungeduldige Bewegung. „Zwingen dazu kann Sie ja Niemand!“ rief der Händler. „Wenn Sie den Alten drin lassen, so ist das eben ein Akt der Barmherzigkeit, und Herr Böttner muß Ihnen zeitlebens dankbar dafür sein — nicht wahr, Böttner?“

„Meinetwegen!“ sagte Berger und erhob sich. „Ich will gestatten, daß der Mensch hier wohnen bleibt, in einer Dachkammer. — In die Hausordnung haben Sie sich natürlich zu fügen, Böttner! und ich darf erwarten, daß Sie keinerlei Störung verursachen. Die Wohnung sollen Sie frei haben; ich verlange als Entgelt, daß er den Garten versorgt und die häuslichen Arbeiten übernimmt: Holzfrachten, Austragen der Grube, Kohlenklopfen und so weiter. Eventuell werde ich ihn auch in der Ziegelei beschäftigen, wenn er dazu nicht schon zu alt ist. Natürlich ist dieses Verhältniß meinerseits jeder Zeit kündbar.“

„Das scheint mir nur billig und gerecht!“ rief Harrassowig. „Sie können lachen, Böttner! Machen Sie nur nicht ein so finsternes Gesicht, Mann! So trifft's nicht Jeder!“

„Das scheint ein alter verstockter Bursche zu sein,“ sagte Berger zu dem Händler, als sie das Haus verließen.

„Was wollen Sie,“ meinte Sam. „Er ist halt 'n Bauer!“

XXXI.

Ernestine überbrachte eines Tages ihrem Bruder Gustav einen Brief von Häschke. Dabei erzählte sie, daß sie in der nächsten Zeit Halbenau verlassen werde, ihr Bräutigam habe eine Wohnung gemiethet und wolle sie nun heirathen.

Eigentlich hatte Ernestine gewünscht, daß die Hochzeit in Halbenau stattfinden solle; aber Häschke hatte gemeint, da müsse man sich womöglich kirchlich einsegnen lassen, und den „Mumpig“ mache er nicht mit. Ernestine fand sich schließlich darein. Sie war schon so weit von der fortgeschrittenen Weltanschauung ihres Bräutigams angesteckt, daß sie sich aus solchen altmodischen Gebräuchen, wie kirchliche Trauung und Taufe, nichts mehr machte. Da sie außerdem praktisch war, sagte sie sich, daß man durch Weglassen dieser Zeremonien Geld ersparen könne, welches anderweit besser zu verwenden sei.

Häschke berichtete in seinem Briefe an Gustav, daß er in einer Maschinenfabrik Anstellung als Schlosser gefunden habe. Er setzte dem Freunde zu, daß er's ihm nachmachen solle. In der Stadt sei doch ein ganz anderes Leben, als in dem langweiligen Dorfe. Auf einen grünen Zweig werde er in Halbenau doch niemals kommen. Wenn Gustav ihm Auftrag gebe, wolle er sich für ihn um einen Dienst bemühen. Gustav solle ihm sofort seine Papiere einsenden. Er werde ihm schon etwas Passendes ausfindig machen. Bediente Unteroffiziere hätten immer Aussicht, genommen zu werden.

In Gustav rief dieser Brief geradezu eine Gährung hervor.

Seit er neulich auf dem Rückwege aus der Mübengegend das Leben der großen Stadt wieder einmal gekostet hatte, war ihm die geheime Sehnsucht danach nicht wieder aus der Seele gewichen.

Es bedurfte nicht viel Zuredens von Seiten Häschke's, um diese Träume und Wünsche, beunruhigend und verführerisch, wie sie nun einmal für das Landkind waren, lebendig zu machen.

Der Abend vor Allem, wo er in Häschke's Gesellschaft jener großen Volksversammlung beigewohnt, hatte sich unauslöschlich seinem Gedächtnisse eingepreßt. Die Tausende, welche in athemloser Spannung den Worten ihrer Führer gelauscht, die eindringlichen Worte, welche die schlichten Arbeiter gesprochen, der mächtige sinnberauschende Applaus, wenn Einer das rechte Wort gefunden, die Disziplin, die Opferwilligkeit, der Störpsgeist — nichts von den tiefen Eindrücken, die er in jenen Tagen in sich aufgenommen, war dem jungen Manne abhanden gekommen.

Was er da gesammelt hatte an neuen Erfahrungen und Gedanken, was er damals, weil es

zu viel auf einmal gewesen, nicht hatte verarbeiten können, war doch in ihm geblieben, hatte sich gefestigt und verdichtet zu einer neuen Weltanschauung. So wie er gewesen war, konnte er nie wieder werden; er hatte in geistigem Sinne seine Unschuld verloren. Er fühlte es selbst, bei den unbedeutendsten Anlässen, daß er mit anderen Augen in die Welt sehe.

Vor Allem aber war eine tiefe Sehnsucht in ihn gekommen, die ihm keine Ruhe mehr ließ, die Sehnsucht, heraus zu gelangen aus der Enge seiner bisherigen Umgebung, Neues zu sehen und zu erleben, seinen Gesichtskreis zu erweitern, theilzunehmen an dem Leben in der großen Welt.

Diese Sehnsucht trieb ihn aus seiner Heimath weg, in die Stadt. Dort war das wahrhaftige Leben allein! In der Stadt fand man Anregung und Gesellschaft. Dort erfuhr man, was vorging in der weiten Welt. Da ging einem eine Ahnung auf von Dem, was man selbst wollte und sollte. Da war man unter Tausenden und Abertausenden, und doch ein selbstständiger, freier Mensch.

Auf dem Lande gleichen die Arbeiter dem Lastthiere, das seine Arbeit verrichtet, sein Futter vertilgt und nur erwacht, um von neuem zur Arbeit getrieben zu werden. So dämmerten die meisten Leute auf dem Dorfe dahin, stumpf und gelangweilt, ohne viel mehr nachzudenken, als das liebe Vieh.

Nein! solch' ein Leben wollte er nicht weiter führen! Wenn man einmal starb, wollte man doch wenigstens sich sagen können, daß man gelebt habe.

Er hatte ja früher die Heimath geliebt — er liebte sie noch — aber, es war zu Vieles vorgefallen in den letzten Jahren, was ihm die Freude an dem Heim vergällt hatte.

Ja, wenn er's so hätte haben können, wie sein Großvater Leberecht — dem er, wie die Menschen behaupteten, in vielen Stücken ähnelte, wenn er auf freiem Gute hätte selbstständig schalten und walten dürfen als sein eigener Herr, da hätte er wohl jede Arbeit auf sich nehmen wollen, wäre sicher gewesen, etwas Rechtes vor sich zu bringen. Aber so, wo das Glück der Familie vernichtet war! Wo einer hätte wieder ganz von vorn anfangen müssen! wo ihm, dem Bauernsohne, nichts übrig blieb, als sich als Tagelöhner oder Knecht zu verdingen! —

Nein, da wollte er doch lieber ganz von dem Orte weggehen, wo er und seine Vorfahren einstmals bessere Tage gesehen hatten. In der Stadt kannte ihn wenigstens Keiner! Da konnte ihn Niemand verhöhnen, daß er hatte herabsteigen müssen, daß er, der einstmals kommandirt hatte, nun selbst dienen mußte.

Was er früher nicht für möglich gehalten haben würde, der Abschied von der Heimath, wurde ihm jetzt nicht einmal schwer. Die Wurzeln, die ihn einstmals so fest mit diesem Boden verbunden hatten, waren eben eine nach der anderen durchschnitten worden; er war jetzt auch so ein loser Baum, den man leicht ausheben und verpflanzen kann.

Mehr und mehr fing er an, seiner dörflichen Umgebung überdrüssig zu werden, ja, sie im Grunde seines Herzens zu verachten. Auf dem Dorfe war man wie in einem dunklen, engen, dumpfen Zimmer, in welches das Licht höchstens durch Ritzen und Klüften eindringt. Da draußen, in der Welt, in der Stadt, da winkte das große, rauschende Glück, das Vergnügen, die Freiheit, die Selbstständigkeit! —

So gab er denn seiner Schwester Ernestine, als sie Halbenau verließ, seine Papiere mit, die sie Häschke übergeben sollte.

Das Mädchen ging der Zukunft leichten Herzens entgegen. Sie hatte bereits der vorige Sommer der Heimath entfremdet. Sie lebte längst mit ihren Gedanken und Plänen in einer neuen Welt, die mit dem ländlichen Heim wenig gemein hatte. Ein Vaterhaus, von dem sie hätten Abschied nehmen müssen, gab es ja für die Büttner'schen Kinder nicht mehr.

Um die Zukunft machte sich die leichtfertige Ernestine wenig Sorge. Häschke verdiente jetzt zwanzig Mark in der Woche. Mit der Zeit hatte er Aussicht, Monteur zu werden, so schrieb er selbst. Außerdem konnte man zur Verbesserung des Einkommens ja auch Kostgänger und Schlafburtschen aufnehmen. Ein größeres Quartier war daraufhin schon gemietet

worden. Das Mädchen würde vielleicht nicht einmal vom Vater Abschied genommen haben, wenn nicht Gustav es ausdrücklich von ihr verlangt hätte.

Der Abschied war kühl und steif. Ernestine, die doch sonst nicht gerade auf den Mund gefallen war, wußte dem Vater kein liebes Wort zu sagen.

Der alte Mann brachte es auch zu keiner herzlichen Aeußerung dem letzten Kinde gegenüber, das nun von ihm ging.

* * *

Karl war, nachdem man seine Wunde im Kretscham nothdürftig gewaschen und verbunden hatte, in seine Behausung nach Wörmsbach geschafft worden.

Nachdem ihm der Arzt das dicke Haar rings um die Wunde abgeschnitten hatte, fand sich, daß die Schädeldecke stark verletzt war. Es mußte geradezu ein Wunder genannt werden, daß er mit dem Leben davongekommen war. Die Heilung ging langsam von statten.

Seine Frau leistete in dieser Zeit Uebermenschliches. Der Kranke war trotz seiner Schwäche nicht leicht zu pflegen, er delirirte stark. Die Nahrung mußte ihm auf künstlichem Wege zugeführt werden.

Therese hatte sich bis dahin nie sonderlich um die Krankenpflege gekümmert; jetzt ließ die Noth sie auch diese Dienste erlernen.

Sie mußte dazu die Kinder versorgen, das Hauswesen im Gange erhalten; dabei kein Geld im Hause! Denn Karl hatte in der Periode seiner Niederlichkeit Alles bis auf einen kleinen Rest verthan.

Und nun kam das Frühjahr heran; da hätte das Feld bestellt werden mögen. Wovon sollte man denn die Pacht an Harassowig bezahlen?

Sam war schon einmal dagewesen. Er zeigte sich sehr ungehalten. Wenn es nicht besser werde, müsse er sie heraussetzen. Säufer und Nichtsthuer könne er nicht gebrauchen.

Was blieb für Therese da Anderes übrig, als selbst das Feld zu bestellen! Die Kühe hatte Harassowig inzwischen weggenommen. Sie spannte sich also vor die Egge. Der älteste Junge, kaum sechs Jahre alt, mußte mit Hacke und Schaufel hantieren.

Es galt die größten Anstrengungen, denn wenn Harassowig sein Wort wahr machte, dann blieb ihnen nichts, als das Armenhaus.

Daß Karl jemals wieder zu vollen Kräften kommen werde, war unwahrscheinlich. Auch nachdem die Kopfwunde verheilt war und das Fieber nachgelassen hatte, blieb ein allgemeiner Schwächezustand zurück. Die Sprache hatte gelitten; bestimmte Laute vermochte die Zunge überhaupt nicht mehr zu bilden. Das Gedächtniß war geschwächt. Karl, der sich niemals durch besondere Geistesgaben ausgezeichnet hatte, war völlig zum Trottel geworden.

Eines Tages, als Therese vom Felde heimkehrte, fand sie den Kretschamwirth von Halbenau bei Karl sitzen. Kaschelernst schien bereits eine ganze Weile mit ihm gewesen zu sein. Was die Beiden zusammen gesprochen, erfuhr Therese nicht.

Der alte Kaschel machte einen durchaus vergnügten Eindruck.

Er spielte sich ganz auf den Unbefangenen; meinte, er sei nur im Vorübergehen mal eingetreten, um zu sehen, wie sie eigentlich lebten. Was zu essen hatte er mitgebracht — auch ganz zufällig, wie er behauptete — einige Würste und einen Schinken. Die ließ er da, damit Karl davon esse und wieder zu Kräften kommen möge.

„Er is wie a Bissel dumm in Skoppe!“ sagte Kaschelernst zu Theresen, als er in sein Korbwägelchen gestiegen war. „Er meent, er kann sich uf nicht nich mehr besinnen, meent er.“ Dabei beobachtete er, durch sein verschämtes Lächeln hindurch, Theresens Miene genau. „Weeß er dennie gar nicht mehr, wie er damals hingefallen is, in der Besoffenheit und sich das Luch in Knupp geschlagen hat? — he!“

„Ar is ne gefallen!“ erwiderte Therese. „Ibern Knupp ha'n se'n gehamt.“

„Soit Karl su?“

„Ne! ar soit's ne, weil daß er vum nicht ne miß was weeß.“

„Wer soit's dennie?“

„Nu, was de Leute sen, die soit's Me, 's hätt' 'n Gener übern Knupp gehamt.“

Kaschelernst schnalzte mit der Zunge. „De Leute raden vill, was ne wahr is. — Desberwegen!“

. . . Vergnügt schmunzelnd fuhr er von dannen.

(Schluß folgt.)



Nomadensleben in der Kirgisensteppe.

(Schluß.)

Von Heinrich Cunow.

Mehr Arbeit als der Hausherr hat die Hausfrau. Außer der Sorge um die kleinen Sprößlinge gehört zu ihrem Arbeitsressort die Zubereitung der Speisen, die Beaufsichtigung der Milchwirthschaft, des Melkens, der Märan- (gefochte geronnene Milch), Katik (Quark)läse- und Butterbereitung, sowie allerlei hausindustrielle Arbeiten, z. B. die Anfertigung der Filzdecken, Zeug, Kleider, Gurten etc. In manchen Stämmen muß sie auch noch beim Auf- und Abbrechen der Jurten helfen. Das erfordert viele Arbeit, und im Frühling und Sommer, wenn die Milchwirthschaft eine große Ausdehnung erreicht, nimmt diese Thätigkeit die ganze Arbeitskraft der Frau in Anspruch; im Winter aber kommt auch für sie eine ruhigere Zeit. Die Schafe und Ziegen werden durchweg nur in den vier, fünf Sommermonaten (April bis August) gemolken, zweimal täglich, des Morgens und des Abends. Die Milche geben bis in den September hinein Milch; im Winter melkt man nur die Kühe, die erst im Herbst Kälber geworfen haben. Die Käse- und Butterbereitung ist deshalb im Winter sehr eingeschränkt, und die mehr in die Winterzeit fallenden hausindustriellen Arbeiten füllen die Lücke nur zum Theil aus.

Das Melken der Stuten besorgen immer die Männer, fünf bis sieben Mal an einem Tage, da die Stute jedesmal nur ganz wenig Milch giebt. Die Arbeit ist schwierig und erfordert meist das Zusammenwirken mehrerer Männer. Zuerst werden der Stute die Vorderfüße angekoppelt, dann ihr eine Schlinge um den Hals geworfen und diese mit aller Kraft fest angezogen, und nun stemmt ein Anderer den Ledereimer gegen die Kniee der Hinterfüße und verrichtet schnell das Melken. Aus der Stutenmilch wird dadurch, daß man sie in Lederbeutel durch herabhängende Kolben in schnelle, kreisende Bewegung bringt und dann einige Tage in den fest verschlossenen Beuteln gähren läßt, das beliebteste Getränk der Kirgisen, der Kumys, bereitet, der ja auch in neuerer Zeit bei uns in Deutschland als Heilmittel gegen Lungenleiden gebraucht wird.

Trotz ihrer anstrengenden Thätigkeit im Haushalt genießt die Frau bei den Kirgisen, wie bei allen Hirtenvölkern, kein großes Ansehen. Auch in der Kirgisensteppe weiß zwar manche Ehehälfte als echte Coasochter durch Schmeicheleien und kluge Benutzung der kleinen männlichen Schwächen einen gewissen Einfluß auf die Entschlüsse ihres Ehemann zu gewinnen, doch im Ganzen nimmt die Frau in der Familie wie in der größeren Gemeinschaft des Kuls eine durchaus untergeordnete Stellung ein. Das Weib gilt durchweg ihrem Gatten nur als sein werthvollstes Eigenthumsobjekt, für das er einen hohen Kaufpreis — nicht selten über vierzig Pferde — bezahlt hat, und aus dem er also, damit das angelegte Kapital sich rentirt, möglichst viel heraus schlagen muß. Sein Weib soll für seine Bequemlichkeit sorgen, ihm seine Wirthschaft führen, fleißig an der Vermehrung seines Reichthums arbeiten, seine Gäste unterhalten und — ihm Nachkommen, besonders Söhne, gebären. Das Letzte gilt in den reicheren Familien beinahe als Hauptsache. Keine Leibeserben zu haben, betrachtet man als Unglück. Ein Weib, das ihrem Mann keinen Sohn schenkt, wird von ihm, wie von seiner ganzen Familie von oben herab behandelt und hat selten eine frohe Stunde. Gewöhnlich nimmt sich in solchem Falle der Mann neben seiner ersten eine zweite Frau. Da aber nach kirgisischem Recht die erstgeheirathete Gattin die Herrin in der Jurte bleibt, so muß die

zweite meist die Aufmerksamkeit, die ihr der liebe Gatte erweist, bitter entgelten. Wo die ältere Frau nur kann, sucht sie ihre jüngere Rivalin zu quälen und in der Gunst des Eheherrn herabzusetzen. Die Folge ist ein ewiger häuslicher Kampf zwischen den beiden Frauen. Ist der Mann besonders reich, so leistet er sich manchmal das Vergnügen, nach der Zahl seiner Frauen zwei, drei völlig gefonderte Haushaltungen in verschiedenen Aulen zu führen und jedem Haushalt einen bestimmten Theil seiner Heerden zuzuweisen. Er lebt dann abwechselnd, gerade wie es ihm gefällt, bald mit der einen, bald mit der anderen Frau. Solchen Luxus können sich jedoch nur Wenige gönnen; die meisten Kirgisen haben nur eine Frau.

Gegen die Verwandten des Mannes, vor Allem seine Eltern, ist die Frau zu größter Ehrerbietung verpflichtet. In unzähligen kirgisischen Sprichwörtern und Liedern wird sie ermahnt, demüthig gegen ihres Mannes Sippschaft zu sein. Sogar ihrem eigenen erwachsenen Sohn muß die Mutter sich unterordnen. Durch den Brantpreis, den der Mann vor der Hochzeit dem Vater seiner Gattin zahlen muß, wird diese sein völliges Eigenthum. Sie kann demnach, wie noch bei manchen anderen univulgarischen Völkern, auch nach dem Tode ihres Mannes nicht zu ihrem Auf zurückkehren, sondern hat bei des Mannes Verwandtschaft zu bleiben und wird von dieser einem jüngeren Bruder des Verstorbenen zum Weibe gegeben, ob sie will oder nicht.

Anfang oder Mitte April, je nach der Witterung, beginnt der Auszug der Aule aus ihren Winterquartieren. Heimlich sind schon in den letzten Tagen alle Zurüstungen zum Ausbruch getroffen und zwischen den benachbarten Aulen die nächsten Zielpunkte der Wanderung verabredet worden — und eines guten Morgens fliegt endlich der Schwarm aus. Ihm folgen in den nächsten Tagen die übrigen zusammenhaltenden Aule des Geschlechts; denn wo ein Trupp sich zuerst mit seinen Heerden niederläßt, dort hat er vor den Späterkommenden ein Vorrecht auf die Weiden, und jeder Schwarm sucht deshalb möglichst bald günstig gelegene Tristen zu erreichen. Sobald das festgesetzte nächste Ziel erreicht ist, macht der Zug Halt, die Jurten werden aufgeschlagen, und Alles richtet sich häuslich ein, bis nach einigen Tagen die Umgegend abgeweidet ist und nun von Neuem das Lager abgebrochen und vorwärts gezogen wird. So schiebt die Masse sich, über ein weites Gebiet in einzelne Abtheilungen zerstreut, allmählig immer weiter vorwärts. Anfang Juni erreichen die Trupps gewöhnlich ihre Sommerweideplätze, wo sie sich, bald hierhin, bald dorthin ziehend, ungefähr bis Mitte August aufhalten, worauf dann auf demselben oder einem anderen Wege gleicher Richtung langsam die Rückwärtsbewegung nach den Wintertristen erfolgt. Wie lange auf diesen Zügen die einzelnen Trupps in ihren Lagerplätzen verbleiben, richtet sich ganz nach der Güte der Weiden und nach der Witterung. Findet ein Haufe besonders gute Weideplätze vor, so bleibt er vielleicht zwei, drei Wochen an demselben Ort; im ungünstigen Falle zieht er schon nach einigen Tagen weiter. Im Allgemeinen halten sich die Züge in ihren Frühjahrstristen weniger lange auf, als auf ihren Sommerlagerplätzen, da im April und Mai meist die Vegetation noch spärlich ist, während im Frühsommer saftiges Steppengras, untermischt mit blühenden Artemisien, Aftern, Goldblumen und Meliden, weite Flächen bedeckt und die Steppe in ihrer traulichen Ruhe vielfach an die eigenartige, poesievolle Schönheit norddeutscher Haidelandschaften gemahnt.

Ähnlich wie in der flachen Steppe vollzieht sich auch die alljährliche Wanderung der schwarzen Kirgisen in dem südlichen gebirgigen Theil des Semiojetschensker Gebietes. Ungefähr Mitte April verlassen sie ihre Wintertristen in den Felsniederungen und den tiefgelegenen geschützten Thalschluchten und bringen dann durch das Untergebirge des Thian Schan und Ala Tau allmählig bis zur Zone der alpinen Wiesen vor (8000 bis 14000 Fuß über dem Meer), wobei sie darauf achten, daß im Frühjahr der Aufstieg über die der Sonne zugekehrten Gegenden erfolgt, in denen die Grasvegetation am

weitesten vorgeschritten ist. Im Spätsommer beim Abstieg nehmen sie dann ihren Rückweg über die der Sonne abgekehrten Schluchten und Bergflanken, wo kein Sonnenbrand die Kräuter und Gräser auszudörren vermochte. Die oft nahe an der Grenze des ewigen Schnees liegenden Gebirgstristen mit ihrer ungemein reichen alpinen Grassflora geben eine weit fettere Weide ab, wie die der Sommengluth oft allzusehr ausgelegten, zum größeren Theil wasserarmen Sommerweiden der flachen Steppe; dagegen haben die Winterquartiere am Fuße der Gebirge oft einen viel rauheren und schneereicheren Winter, als die des Flachlandes.

In manchen Geschlechtern betheiligen sich nicht alle Angehörigen der Aule an der Wanderung; ein Theil der Telenguten, d. h. der verarmten, von den reicheren Heerdenbesitzern in Dienst genommenen, nicht vollberechtigten Kirgisen, bleibt mit einigem Vieh zurück und baut an den Ufern der Flüsse und Seen Weizen, Roggen und Hirse, manchmal auch Erbsen, damit die im Oktober von den Tristen zurückkehrenden während der Winterszeit mit dem nöthigen Getreide versehen sind. Früher war dieser Ackerbau in manchen Theilen des Steppentrayons recht beträchtlich, namentlich bei den Karakirgisen; seitdem aber die vordringende russische Kolonisation den Kirgisen die Möglichkeit bietet, sich ihren Bedarf an Ackerbauprodukten von den Kolonisten gegen Vieh, Häute, Filzdecken zc. einzutauschen, ist er, wie schon erwähnt wurde, mehr und mehr zurückgegangen.

So wiederholen sich Jahr für Jahr, immer in derselben Weise, die Wanderzüge der kirgisischen Steppenbewohner: ein ewiges Einerlei, das nur selten von besonderen Vorkommnissen unterbrochen wird. Einst, als noch die kirgisischen Stämme unter ihren erwählten Chanen miteinander Krieg führten, als sie noch große Raub- und Eroberungszüge in die südlichen Reiche unternahmten, brachten oft Kampf und Streit Abwechslung in das einförmige Leben; aber seitdem die Russen streng auf Ordnung halten, ist es stiller und stiller geworden, und nur eine Hochzeitsfeier, ein Todtenerinnerungsfest oder ein Besuch russischer Gäste bieten hin und wieder Gelegenheit zu einer willkommenen Unterbrechung des gewöhnlichen Einerlei. Besonders die Hochzeiten und die Todtenfeste der Reichen gestalten sich manchmal zu wahren Volksfesten. Aus weitem Umkreis strömen dann die Gäste herbei. Große Selage, zu denen der Veranfallter Duzende von Schafen, Kindern und Pferden schlachten läßt, werden abgehalten; Wettrennen, Wettgesänge und Reiterpiele finden statt, und tagelang herrscht in der Zeltstadt ein frohes, ausgelassenes Jahrmaktsreiben. —



Ueber beläuhende und beruhigende Mittel. (Narcotica).

Von Dr. Ernst Schneider.

In dieser Aera der Rückblicke auf die Leistungen des zur Reize gehenden Jahrhunderts hört man, wenn von den Fortschritten der Heilkunde gesprochen wird, vor Allem den „staunenswerthen Aufschwung“ rühmen, den die Chirurgie in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Das ist begreiflich, denn die chirurgischen Erfolge sind die sinnfälligsten, handgreiflichsten. Die Mutter, deren diphtheriekrankes Kind von seinen Erstickungsqualen durch einen gut ausgeführten Luftröhrenschnitt dauernd befreit worden ist, wird zu dem Chirurgen wie zu einem höheren Wesen emporklicken; aber der Zuckerfranke oder Herzleidende, an dessen Entsfugungsfähigkeit, Selbstbeherrschung und Energie der Arzt lästige Anforderungen stellt, rächt sich für solche Zumuthungen, indem er über die Ohnmacht der inneren Medizin wiggelt, die ihm kein Mittel aus der Apotheke schafft, das ihn schnell und dauernd gesund und genutzfähig macht. Für uns Aerzte ist das chirurgische Messer, wenn man zu ihm überhaupt Zuflucht nehmen kann, das letzte Mittel, unsere Heilbestrebungen durchzusetzen, ein Mittel, das wirksam ist, weil radikal,

überzeugend, weil zwingend. Und in der That hat die Chirurgie große Fortschritte gemacht. Dazu haben ihr zwei bedeutende, segensreiche Entdeckungen verholfen: die Antiseptik, die Kunst, die Wunden vor Fäulniß zu schützen, und die Narkose, die Kunst, den Kranken unempfindlich für Schmerzen zu machen. Wir Epigonen wagen es kaum, uns die schrecklichen Foltern vorzustellen, die vor Einführung der Narkose ein Kranker bei einer großen Operation auszustehen hatte, können uns kaum die seelischen Qualen ausmalen, die der Operateur bei dem zuckenden und jammern den gefesselten Kranken ausstehen mußte, und müssen die Schnelligkeit und Geschicklichkeit, mit der die Chirurgen früher zu arbeiten gezwungen waren, höchlichst bewundern. Daß eine Operation heute ruhig und verhältnißmäßig ohne Aufregung verläuft, hat die Menschheit dem Amerikaner Jackson, der 1846 den Aether, und dem Engländer Simpson, der 1848 das Chloroform in die Praxis einführt, zu danken. Also wieder etwas Gutes, was uns die vierziger Jahre bescheert haben.

Jeder, der einer Narkose beiwohnt, erkennt, daß sie ein ernster Eingriff in das Getriebe des Organismus ist. Das heftige Sträuben der Kranken und ihre Wirbelbewegungen im Beginn, die aufgeregten Phantasien traurigen oder heiteren Inhalts im Erregungsstadium, das todtähnliche Aussehen auf der Höhe der Narkose, der lagenjammerartige Zustand nach dem Erwachen sind sehr geeignet, dem ungewohnten Zuschauer das Gruseln beizubringen. Der Arzt aber, der die Narkose zu leiten hat, kommt aus der stärksten seelischen Anspannung überhaupt nicht heraus. Er weiß, daß man, selbst bei aller Vorsicht der vorausgegangenen Untersuchung, nie mit mathematischer Sicherheit für die Ungefährlichkeit des Mittels im vorliegenden Falle bürgen kann, er weiß, daß es keine so niedrige Dosis giebt, daß nicht unter Umständen auch das geringste Quantum verhängnißvoll werden kann. Nur die gespannteste Aufmerksamkeit auf die Athmung und Herzthätigkeit des Kranken, auf den Ausbruch und die Farbe seines Gesichtes, die stete Beobachtung der Pupille können ihn — in den meisten Fällen glücklicher Weise rechtzeitig — warnen; und alle Besonnenheit, Ruhe und Geistesgegenwart hat er zusammen zu nehmen, um das Leben des ihm Anvertrauten, wenn ein bedrohliches Zeichen eingetreten ist, erhalten zu können. Man hat vorgeschlagen, daß bei einer Narkose nie nur ein Arzt allein sein solle. Ja, wenn das nur immer so ginge! Nicht nur auf dem Laube, selbst in der Stadt sind zwingende, keinen Aufschub duldende Situationen denkbar und kommen oft genug vor, wo derselbe Arzt narkotisieren und operieren muß. Er steht dann gewissermaßen mit einem Fuße vor dem Untersuchungsrichter. Schon vor Einleitung der Narkose hat der Arzt auf Allerlei zu achten. Für die Reinheit des Betäubungsmittels hat allerdings der Apotheker aufzukommen. Doch muß der Arzt daran denken, daß bei Gaslicht das Chloroform für die Athmungsorgane schädliche Zerfallsprozesse bilden kann, daß der Aether sehr explosibel ist. Im Krankenzimmer muß Ruhe sein; denn der Chloroformschlaf tritt wie der physiologische um so leichter ein, je stiller es in der Umgebung ist. Es muß darauf geachtet werden, daß der Kranke, der seit mehreren Stunden nüchtern sein soll, nichts im Munde habe (falsche oder lockere Zähne, Kautabak, Speisereste), was er in der Narkose verschlucken könnte, Herz und Lungen, auch Nieren sollen gesund, das Gemüth des Kranken verhältnißmäßig ruhig sein. Nebenbei sei bemerkt, daß der Arzt, was er von dem Betäubten im Erregungsstadium hört, diskret zu behandeln oder vielmehr zu verpassen hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Betäubte in diesem Stadium oft seine innersten Geheimnisse ausplaudert. Ja, man hat sogar allen Ernstes den Vorschlag gemacht, bei nicht geständigen, eines Verbrechens Angeklagten die Narkose oder auch die Hypnose anzuwenden, um die Wahrheit heraus zu bekommen. Selbstverständlich sind solche Vorschläge zu verwerfen; denn selbst, wenn der Arzt keine sittlichen Bedenken gegen eine solche Verwendung seiner Kunst hätte, ist es durchaus noch nicht sicher, daß der Betäubte nur seine wirklich begangenen



Abschied von der Mutter. Nach dem Gemälde von D. Langee.

Thaten ausplaudert, sondern er kann ebenso gut Stimmungen und Vorstellungen, mit denen er sich befaßt hat, zum Besten geben.

Wenn die Narkose glücklich beendet ist, so ist damit noch nicht alle Gefahr vorüber. Das Chloroform wird langsam aus dem Körper ausgeschieden, und seine Wirkung auf die nervösen Zentralorgane, sowie auf Herz, Leber und Nieren kann sich daher, namentlich nach langer Narkose, noch nach Stunden und Tagen in unangenehmer Weise geltend machen.

In dem Aether glauben Viele ein Mittel zu besitzen, das nicht so gefahrvoll wie das Chloroform sei und doch lange und tiefe Narkose gewähre. Deshalb wird in Nordamerika und England, in neuerer Zeit auch bei uns der Aether vielfach angewendet, mit gutem Erfolge, und noch tobt der Streit darüber, welches Mittel das bessere sei. Hier sei nur erwähnt, daß eine Aethernarkose einen noch abschreckenderen Eindruck macht. Der Aether reizt nämlich die Schleimhäute der Athmungsorgane zur Absonderung, infolgedessen hört man das Rasseln des Schleimes in der Luftröhre und im Kehlkopf. Aus demselben Grunde kann überschüssiger Schleim in der Betäubung eingeathmet werden und — wohl infolge mitaspirierten Mundinhalts — Lungenentzündung veranlassen. Die Einleitung der Narkose dauert länger, ein gewisser Grad von Athemnoth im Anfange ist die Regel, und auch das Erregungsstadium ist länger und schwerer. Trinker, welche immer und überall in Krankheiten einen minderwertigen Organismus darbieten, sind durch Aether gar nicht, durch Chloroform schwer und oft nur mit Hilfe einer vorangegangenen Morphiumeinspritzung zu betäuben. Für das Herz scheint der Aether nicht so gefährlich zu sein wie sein Konkurrent. Immerhin ist der Anwendungskreis des Aethers kleiner: Leute mit kranken Athmungsorganen oder einem Kropf, der auf die Luftröhre drückt, Kranke, denen das Aushusten beschwerlich oder schmerzhaft ist, müssen von der Aethernarkose ausgeschlossen werden; auch bei Operationen im Gesicht ist er nicht anzuwenden, weil man die Gesichtsmaske, auf die der Aether aufgegossen wird, auf die Gefahr hin, den Patienten erwachen zu lassen, nicht lange abnehmen darf. Endlich kann ebenso wie beim Chloroform Tage nach der glücklich überstandenen Narkose ein ungünstiger Ausgang eintreten, eben durch die erwähnte Lungenentzündung.

Für Operationen von ganz kurzer Dauer bedient man sich auch des Bromäthers und des Lufgas (Stickstoffoxydul), das letzte deshalb so benannt, weil es meist flüchtige, heitere Hallucinationen erzeugt. Beide Mittel sind nicht ganz ungefährlich und höchstens einige Minuten lang anzuwenden.

Natürlich benutzen auch die Hypnotisoren ihre Kunststücke, um bei geeigneten Individuen eine kurze, oberflächliche Empfindungslosigkeit, die für einen kleinen Einschnitt ausreicht, durch Ablenkung und Konzentration der Vorstellungen auf einen bestimmten Punkt herzustellen. Man macht im Allgemeinen nicht viel Gebrauch von ihnen.

„Schmerzloses Zahnziehen vermittelt Elektricität“, wie man es vielfach auf Schildern liest, ist Humbug. Man wird durch so starke Ströme maltrahirt, daß der durch sie erzeugte Schmerz die Qual des Zahnanziehens überbietet. Indessen — Schmerz bleibt Schmerz.

Wenn auch die Gefahr der Narkose unbestreitbar ist, so ist es doch ein Trost, daß die überwältigende Mehrzahl der Betäubten wieder zum Leben erwacht. Doch soll man immerhin nicht jeder Kleinigkeit wegen sich das Bewußtsein nehmen lassen. Die Narkose-Statistik hat sehr verschiedene Ergebnisse, je nach der Art der Beobachter, ihre Erfahrungen zu deuten, gezeitigt. Ich will den Leser mit Zahlen verschonen. Man kann annehmen, daß ein Reisender, der einen Eisenbahzug besteigt, mindestens dasselbe Risiko läuft, um's Leben zu kommen, wie Einer, der sich betäuben läßt, ja nach den Leistungen unserer Bahnen im letzten Jahre noch ein größeres.

In den Zeitungen liest man fast nur von Narkose-Unfällen, die sich in der Privatpraxis ereignen. Wenn auch der Arzt dafür gewöhnlich nicht gerichtlich zur Verantwortung gezogen und noch seltener bestraft

wird, so schädigt doch ein Unglück in der Narkose seinen Ruf für lange Zeit. Die Mehrzahl der Unfälle kommt natürlich, weil dort die Narkosen zahlreicher sind, in großen öffentlichen Krankenhäusern und Kliniken vor. Dringen solche Fälle überhaupt in die Öffentlichkeit, so werden sie von ihr mehr als interessante Beläge dafür behandelt, daß doch das Chloroform oder der Aether ein ungemein gefährliches Ding sein muß, wenn selbst unter den Augen des berühmten Geheimraths von Soudso — die Adulation ist das Schicksal berühmter Chirurgen — und trotz aller Sorgfalt ein Unglück unabwendbar war. Es ist die alte Geschichte von den Kleinen, die man hängt, und den Großen, die man laufen läßt.

Ein Betäubungsmittel müßte, um ideal zu sein, die Bedingung erfüllen, daß es die Schmerzempfindung aufhebt, ohne das Bewußtsein zu unterdrücken und ohne irgend welche Organe ernstlich, wenn auch nur vorübergehend, zu schädigen. Die Wissenschaft hat in den letzten Jahren sich diesem Ideal zu nähern bestrebt. Schon seit Langem hat man gelernt, kleine Hautstellen durch Anspritzen von schnell verdunstenden Stoffen, wie Aether oder Aethylchlorid, unempfindlich zu machen. Diese Stoffe entziehen der Haut beim Verdunsten Wärme und bringen somit ihre obersten Schichten zum Gefrieren, was eben die Empfindlichkeit der Nervenenden an dieser Stelle aufhebt. Doch hat diese Methode die Nachteile, daß die Empfindungslosigkeit nicht lange anhält, weil der Blutstrom unter der Haut wieder neue Wärme heranschafft, daß die Wirkung sehr oberflächlich ist, und nur Stellen von geringer Ausdehnung empfindungslos zu machen sind. Auch ist die Anwendung an Stellen mit zarter Hautbedeckung sehr schmerzhaft. Immerhin kann man für einen ersten kurzen Einschnitt den Aetherspray gut verwenden, zumal wenn man die zuführenden, zentral von der zu betäubenden Stelle gelegenen Blutgefäße zusammendrückt, um so weniger Blut hingelangen zu lassen.

In der Bepinselung mit Cocain, einem aus den Blättern des amerikanischen Cocastrauches gewonnenen Präparate, haben wir ein vorzügliches Mittel, um Schleimhäute unempfindlich zu machen; es wird auch viel bei Operationen am Auge, in der Nase, im Munde u. a. D. verwendet. Die Nervenendigungen liegen so an der Oberfläche der Schleimhäute, daß sie von dem Mittel noch getroffen werden, während sie in der unverletzten Haut durch deren verhornte obere Schichten vor dem Eindringen der Cocainlösung geschützt wird. Deshalb hat man mit Erfolg versucht, Cocainlösung zur schmerzlosen Ausführung kleinerer Operationen unter die Haut zu spritzen. Doch hat sich dieses Verfahren nicht eingebürgert, weil man durch mehrere solche Einspritzungen des schnell vom Organismus aufgenommenen Mittels akute Vergiftungserscheinungen entstehen sah, die sich nicht nur in einem heiteren Nausche, sondern auch in bedrohlichen Ohnmachtsanwandlungen und Lähmungen äußerten. So konnte sich das Cocain in dieser Anwendungsweise kein großes Feld erobern.

Im Anfange dieses Jahrzehnts ist es einem Arzte in Berlin, G. A. Schleich, gelungen, eine Methode zu schaffen, die, wo sie angewendet werden kann, der idealen Forderung, Schmerzlosigkeit bei Erhaltung des Bewußtseins zu ermöglichen, genügt. Der anfängliche Widerstand der Chirurgen gegenüber dieser Entdeckung von großer Tragweite hat längst nüchtern und ernster Prüfung Platz gemacht. Durch seine Versuche und scharfsinnig daraus gezogenen Schlüsse hat Schleich gefunden, daß eine Kochsalzlösung von bestimmter niedriger Concentration, der kleine Mengen von Cocain und Morphin zugesetzt werden, in, nicht unter die Haut oder ein anderes Körpergewebe gespritzt, eine Aufquellung dieses Gewebes, eine „Quaddel“ macht, in deren Bezirk vollständige Unempfindlichkeit herrscht. So kann man von der ersten Quaddel aus ein großes Gebiet in Breite und Tiefe unempfindlich machen. Infolge der geringen Concentration der Lösung, und weil ein Theil von ihr beim Einschnitten abfließt, kann man hundert und mehr Einspritzungen in die Gewebe entleeren, ehe man die Maximaldosis des Cocains oder des Morphiums erreicht hat. Und wirklich ist bei dieser Methode trotz vielfältiger Anwendung

nach kein Unglücksfall zu verzeichnen gewesen, der bei lokaler Betäubung als solcher hätte zugeschrieben werden müssen. Die Unempfindlichkeit der infiltrirten (mit der Lösung gefüllten) Stellen erklärt sich aus der Verdrängung des Blutes durch die eingespritzte Flüssigkeit, aus dem Druck der Flüssigkeit auf die Nervenendigungen, der kühleren Temperatur der Lösung und der chemischen Wirkung ihrer Bestandtheile. — Ohne mich über die Art und Zahl der Operationen, die mittelst dieser Methode schmerzlos ausgeführt werden können, zu verbreiten, bemerke ich nur, das nicht allein oberflächliche Operationen von geringer Ausdehnung, sondern auch große, in die Tiefe gehende unter dieser „Infiltrationsanaesthetie“ und nicht nur von ihrem Erfinder ausgeführt worden sind. Die Technik der Methode ist nicht ganz einfach; sie kann auch nicht überall, aber doch in sehr vielen Fällen die Gefahren des Chloroforms und Aethers vermeiden lassen und wird über kurz oder lang, ausgebaut, Gemeingut aller Aerzte werden müssen.

Verwandt in ihrer Wirkung und Anwendung sind den betäubenden die beruhigenden Mittel, die sich ja einer nur zu großen Volksstümmlichkeit rühmen können.

Krankheiten zu verhüten, ausgebrochene zu heilen und durch sie verursachte Schmerzen zu stillen, sind die vornehmsten Aufgaben der Aerzte. Der Kranke klagt vor uns nicht über bestimmte Krankheit, etwa ein Leiden des Rückenmarks oder der Leber, sondern über bestimmte Schmerzen und fordert vom Arzte zuerst die Beseitigung dieser Schmerzen. Schmerzstillend und beruhigend sollen demnach die meisten Mittel und Manipulationen in erster Linie wirken. Doch versteht man gewöhnlich unter beruhigenden Mitteln im engeren Sinne solche, die eine gewisse Reizbarkeit des Nervensystems vermindern.

Wir leben in einer Zeit, die die Spannkraft der Menschen schnell verbraucht. Vor Allem in großen Städten stellen die vielfachen und verwinkelten Schwierigkeiten des Erwerbs, die Aufregungen des öffentlichen Lebens, die Hast des Verkehrs, ja auch die Eigenartigkeit unserer Genüsse und Erholungen an die Nerven die höchsten Ansprüche. So ist denn die Nervosität kein Vorrecht müßiger Damen mehr, sondern der Klassenarzt der Arbeiter-Vorstadt begegnet ihr ebenso häufig wie der Geheimrath in den „feineren“ Stadtvierteln. Selbstverständlich hat nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die chemische Industrie ihr Augenmerk auf diese Erscheinung gelenkt, und so ist die Zahl der zur Bekämpfung der Nervosität empfohlenen Mittel Legion. Sie tauchen aus den Laboratorien über Nacht auf, um meist nach einem kurzen Dasein als überflüssig vergessen zu werden. Wenige haben bleibenden Werth. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, sie alle zu besprechen, zumal sie keineswegs das Wichtigste zur Heilung des Leidens sind. Nur wenige seien ihrer Bedeutung wegen kurz erwähnt.

Zu den lästigsten Erscheinungen nervöser Verstimmlung gehört ungenügender Schlaf. Wenn auch Jeder weiß, daß man gewöhnlich einschläft, wenn man körperlich und geistig müde ist und sich, ohne von lebhaften äußeren und inneren Reizen, wie Geräusch, Licht oder Schmerz, Hunger, gestört zu werden, der Ruhe hingeben kann, so ist doch die letzte physiologische Ursache des Schlafes unbekannt. Man hat Grund anzunehmen, daß Gehirn, Rückenmark und Muskeln im Wachen und in der Thätigkeit gewisse Ermüdungsstoffe bilden, die in genügender Anhäufung Schlaf machen. Im Schlafe verbinden sie sich mit dem Sauerstoff des Blutes, der während des Wachens anderen Aufgaben genügen muß, und werden wie andere Produkte des Stoffwechsels aus dem Kreislauf entfernt. Die durch Muskelthätigkeit entstandenen Ermüdungsstoffe machen auch das Nervensystem müde und umgekehrt. Doch schlafen die bei geistiger Thätigkeit entstandenen Stoffe langsamer ein als die bei Muskelarbeit, dafür braucht auch ein ermüdetes Nervensystem längere Erholung als ermüdete Muskeln. Diese Theorie macht manche Beobachtungen verständlich, z. B. daß Muskelarbeiter, wie Bauern, mit weniger Schlaf auskommen als Hirnarbeiter; sie giebt auch werthvolle Fingerzeige

sir die Behandlung der Schlaflosigkeit, bei der es, wie überall, zuerst auf die Erforschung und Beseitigung der ursächlichen Schädlichkeit ankommt. Wer mit seiner Hände Arbeit sein Leben fristet, wird, vorausgesetzt, daß er geeignete und genügende Nahrung hat und von Schmerz oder Stummer frei ist, gewöhnlich sich guten Schlafes erfreuen. Wer hauptsächlich Verstand und Gemüth anstrengen muß und der Muskelthätigkeit entbehrt, der wird seine Thätigkeit durch Bewegung in freier Luft, also körperliche Übungen mannigfaltiger Art, wie Spazierengehen, Turnen, Radfahren ergänzen müssen. Es wäre dem Arzte oft ein Leichtes, Schlaflosigkeit zu behandeln, wenn er etwa einem bei übermäßig langer Anstrengung schlecht genährten Arbeiter die Kost eines nicht Noth leidenden Agrariers oder einem überbürdeten Buchhalter ein Fahrrad oder Reitpferd mit der dazu gehörigen Mühe und der Garantie verschreiben könnte, daß seine Verordnungen ausgeführt werden müssen. Das ist für den einzelnen Arzt leider meist nicht so einfach, und deshalb muß man sich anders zu helfen suchen, und zwar in erster Linie mit sogenannten physikalischen Heilmitteln.

Von großer Wichtigkeit ist hier eine regelmäßige Lebensweise; also nicht zu spät, nicht zu früh und immer um die gleiche Zeit zu Bett! Ein laues Vollbad von längerer Dauer, ein kürzeres kühles Sitzbad vor dem Schlafengehen, ein Priesnitscher Leibumschlag kann das Einschlafen befördern. Leute, die zu schwach oder zu träge sind, sich selbst Bewegung zu machen, kann man abends massiren, ihren

Muskeln also, ohne daß sie sich selbst anstrengen, Bewegung zuführen und dadurch den Blutkreislauf befördern. Auch schwache elektrische Ströme werden mit Erfolg angewendet. Daß auch die Hypnose beim Schlafmachen Trümphre feiert, liegt in ihrem Namen, doch werden sie theuer erkauft, weil das Hypnotisieren die geringe Energie der ohnehin meist willenschwachen Patienten schließlich noch mehr schwächt.

Manchem ist unter Umständen ein Glas schweren Bieres als Schlafmittel zu empfehlen. Doch ist immer wieder dringend davor zu warnen, den Alkohol in irgend welcher Form als Sorgenbrecher und Schmerzmittel gewohnheitsmäßig zu benutzen; der Alkohol ist unter solchen Umständen ein Gift, das früher oder später, aber sicher Unheil im Gefolge hat. Ein noch viel stärkeres Gift ist, gewohnheitsmäßig genommen, das Morphinum; glücklicher Weise ist es als solches allgemein bekannt und auch gefürchtet. So segensreich es in der Hand des Arztes bei heftigen, aber schnell vorübergehenden Schmerzen oder bei einem unrettbar einer schweren Krankheit Verfallenen wirken kann, so schrecklich sind die Folgen des chronischen Genusses: die Zerrüttung der körperlichen Kräfte, verbunden mit dem Zusammenbrechen der Energie, des Pflichtbewußtseins gegen Familie und Gesellschaft, die quälende innere Unruhe lassen sich nur durch immer wiederholten Morphinumgenuß vorübergehend in den Hintergrund drängen. Die Entziehung ist, wenn sie überhaupt gelingt, unendlich qualvoll und schwächend. Der Versuch, diese Qualen durch Cocain-Einspritzungen zu mildern, ist zu ver-

werfen, denn das heißt den Teufel mit Peellebuh austreiben; das Cocain beschleunigt den physischen und moralischen Bankrott, und die Entziehung beider Nervengifte gelingt mehr als doppelt so schwer, man kann wohl sagen, meist überhaupt nicht.

Etwas harmloser, aber noch gefährlich genug, sind die viel gebrauchten und für den Arzt zur Behandlung nervöser Verstimmungen unentbehrlichen Brompräparate. Leider sind sie ohne ärztliche Verordnung erhältlich, so daß viel Mißbrauch vom Publikum und von den Apothekern damit getrieben wird. Auch sie sollen meist nur vorübergehend angewendet werden, weil längerer Gebrauch den Magen schädigt, das Gedächtniß beeinträchtigt und die Sinne bis zur Verblödung schwächen kann. Das weibliche Geschlecht läuft weniger Gefahr, ein Opfer des Bromismus zu werden, weil die früh eintretende Verschlechterung des Teints ihm eine heilsame Furcht vor dem Brom beibringt.

Im Allgemeinen kann man wohl behaupten, daß der Arzt durch rationelle Gestaltung der Lebensweise der Nervösen, ihrer Ernährung und ihrer Beschäftigung, durch verständnißvolles Eingehen auf ihre seelischen Zustände vielen Nutzen stiften kann. Die physikalisch-diätetischen Mittel werden ihn dabei erheblich unterstützen, so daß er zu den zweischneidigen Drogen nur zeitweise Zuflucht zu nehmen braucht. Freilich giebt es, wie oben angedeutet, allgemeine Mißstände sozialer und wirtschaftlicher Natur, zu deren Beseitigung der einzelne Arzt nur wenig beitragen kann. —

Was das Hotel-Licht erzählte.

Humoreske von Alfred Hedensjerna.

Sofort als ich das Hotelzimmer in Krähwinkel betrat, sah ich, daß höchstens noch drei Zoll Licht in den Leuchtern auf dem Nachttisch übrig waren.

Fünf solche Lichte kosten fünfzig Pfennige, die beiden auf dem Nachttisch also zwanzig Pfennige. Krähwinkel ist kein Platz für die moderne Schlaflosigkeit, für zerrüttete Nerven oder für Genie's, die Nachts dichten; man kann also annehmen, daß jeder Reisende, der die Lichte angezündet, davon nicht mehr als höchstens einen Zoll von jedem Licht verbraucht und dann „50 Pf. für Licht“ bezahlt hat, so daß diese zwei Lichte dem Hotelwirth bereits zwei Mark fünfzig Pfennige eingebracht hatten. Ich meinte, damit könnte es genug sein und klingelte nach dem Mädchen, um neue Lichte zu verlangen. Aber da das Mädchen wohl wußte, daß sowohl Trink- als auch Waschwasser und Handtücher auf dem Zimmer waren und ich nicht so ausah, als wenn man mit mir kokettiren könnte, beschloß sie, mich nicht zu verwöhnen und „hörte mein Klingeln nicht“.

Obwohl ich daheim von der Steuereinschätzungskommission keine Prellereien dulde, bin ich persönlich doch der anspruchloseste und gemüthlichste Kerl, den man sich denken kann. Ich ließ das Mädchen also, wo sie war, froch geduldig in mein Bett und schlief sogleich den tiefen, friedlichen Schlaf des guten Gewissens.

Aber nach einer Weile rücte und stieß es an meinen Gliedern, und schließlich erwachte ich darüber, daß mein Kopf hart gegen die Thürschwelle des Zimmers schlug. Ich lag im Nachthemde am Boden, mit dem Kopf bei der Thüre.

„Was Teufel ist das?“ schrie ich.

„Das sind die Wanzen,“ antwortete eine Stimme vom Bett her.

Ich sprang dorthin, sah aber nichts. Da lachte es beim Nachttisch, und ich sah, wie das eine Licht sich schüttelte.

„Sie sind wahrscheinlich nicht daran gewöhnt, sich mit Lichten zu unterhalten?“ sagte das Licht.

„Ne — e — hm, sehen Sie, ich bin aus Belgio,“ erwiderte ich.

Das Licht nickte, als wenn es verstände und erwiderte: „Es sind die Wanzen, wie ich Ihnen schon sagte, die die Reisenden stören.“

„Ach, das ist ja unmöglich! Wie sollten die kleinen Thierchen 142 Kilo quer durch das Zimmer tragen können.“

„Ja, sehen Sie, hier sind nicht weniger als sieben und eine halbe Million in diesem kleinen Raume, und Einzelheit macht bekanntlich stark. Vorige Woche hatte ein Schlächter aus Malmö vergessen, die Thüre abzuschließen. Er erwachte unten auf dem Billardtisch.“

Selbstverständlich schlafe ich niemals gut, wenn einige Tausend Wanzen auf meinem Körper arbeiten. Mit sieben und einer halben Million im Bett beschloß ich zu wachen und sagte artig zu dem Licht: „Schließen wir ein Kompromiß. Ich schone Ihr Leben und unterlasse es, Sie zu verbrennen und Sie verkürzen mir die langen Nachtstunden. Es ist ganz amüsant, einmal einen Lichtstumpf reden zu hören.“

Das Licht nickte und sagte: „Wünschen Sie vom Buchhalter aus Wilbstein zu hören, der sich hier den Hals abschnitt oder von dem Liebesabenteurer des Zimmermädchens oder von dem Brautpaar, das vorige Woche hier wohnte?“

„Ach, geben Sie mir eine Darstellung der zaubernden Szenen des Brautgemachs. Lassen Sie mich etwas von den berausenden Worten der siegenden Liebe hören! Entzinnen Sie sich, was sie sagten?“

„Ja, zuerst, als sie herein kamen, sagte er: „Du kannst mir glauben, Zuckerschmutzen, der verdammte Hummer kneift mich im Magen, daß man verrückt werden könnte!“

„Mein armer Schatz! Daß Du dann trotzdem so viel von dem Vieh gegessen hast! — Hör' Du, Hänschen!“

„Ja, was denn wieder?“

„Nun mußt Du schön brav sein und 'n Bißl nach der Wand gucken, während ich mir die Kleider ausziehe.“ Ich bin, wie Du Dir denken kannst, nicht gewöhnt, mich vor Mannskenten so zu zeigen.“

Als sie im Bett waren, schwiegen sie eine Weile ganz still, dann sagte sie: „Hänschen!“

„Ja, mein Zuckerschmutzen!“

„Weißt Du, mir ist gerade, als wenn mich etwas in's Bein beißt.“

„Ach, Unsinn, mein Zuckerschmutzen, das ist nur die Aufregung von dem bedeutungsvollen Tage.“

„Nein, mein Schatz, sind das nicht Wanzen?“

„Ach, du Allmächtiger, Kind! Das sind die schlimmsten Vießer, die ich kenne.“

„Ja, sie sind gräßlich! Ach, und dann ist es auch schrecklich, wenn Jemand im Zimmer schnarcht.“

„Schnarcht Du nicht, Kindchen?“

„Ne, mein Schatz, außer, wenn ich zu viel ge-

essen habe.“

„Ich schnarch' manchmal, wenn ich recht müd' bin. Aber, siehst Du, Zuckerschmutzen, wenn ich das thu', brauchst Du mich bloß anzustoßen!“

„Ich Jesses, bist Du ein lieber Mensch, Häns-

chen!“

„Nein, hören Sie mir um Gotteswillen auf,“ rief ich, „darin ist ja weder Poesie noch Groit.“

„Na, nehmen wir denn den Goodtempler, der vorige Woche hier war. Zu ihm kam spät am Abend ein Nüchternheitsapostel und sollte mit ihm eine Vortragsreise in dieser Gegend verabreden. Sie sahen die ganze Nacht beisammen und schrieben und machten Reisepläne. Als sie eine Stunde so gegessen hatten, sagte der Goodtempler: „Hm — hm, mir ist so trocken im Halse, und es ist so schwer, sich wach zu halten . . .“

„Ja — hm — Kaffee in allen Ehren, aber wenn man so seine sechzehn, siebzehn Tassen bekommen hat, dann ist das wohl genug.“

„Hm — ja — ich habe allerdings in meinem Koffer etwas — etwas Anderes zu trinken; aber es wäre so peinlich, wenn — hm — wenn Du mißverstehen würdest, lieber Bruder.“

„O, keineswegs, in der Stunde der Noth — und ich möchte nicht das ganze Hotel wegen eines Glases Zuckerwasser aufwecken.“

„Ja — so, so — hm — ich hätte hier ein wenig — Profit!“

„Danke, ein guter Kognak.“

„St — still! Ja, um der Gesundheit willen muß man wenigstens auf Reisen bisweilen — —

Ja, dann haben wir da diese Böttcherarbeiter in Taunenberg, die Goodtempler sind, aber doch ruhig für Lichtenberg weiter arbeiten, obwohl sie wissen, daß er Tonnen an Dünmbierbrauer verkauft.“

„Schrecklich, schrecklich, daß der Trunkteufel solche Macht auf Erden hat! Aber ich werde dort in meinem Vortrag die Arbeiter Moral lehren!“

„Ja, das ist recht, aber nimm noch ein Schlickchen, lieber Bruder, ich habe noch mehr solche kleine

Fläschchen. Wenn es geschieht, um im Kampfe für die große Sache seine Kräfte aufrecht zu erhalten, ist es kein Unrecht.“ —

„Schrecklich, schrecklich, mein lieber Lichtstumpf, was Sie alles für Scherze erzählen,“ sagte ich.

„Ach ja, ich weiß eine ganze Menge. Sagen Sie, Herr, ist in unserem Lande die Bielweiberei eingeführt?“

„Natürlich nicht; solch' eine Frage!“

„So, ich frage nämlich nur, weil hier dreimal in einem Monat ein Herr gewohnt hat, der den Hauptstadtdialekt sprach und jedes Mal eine Frau mit sich hatte, aber immer eine andere.“

„Halt einmal, das ist gelogen! Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie schon Monate lang hier in dem Leuchter stecken?“

„Ja, aber gewiß! Ich wurde im Sommer hineingeführt, und dann vergingen sechs Wochen, ohne daß mich Jemand ein einziges Mal anstreckte, auch mein Genosse ward nur dreimal bemerkt.“

„Hat denn der Wirth auch in der Zeit für Licht bezahlt genommen?“

„Niemals von denen, die nichtern abreifen, aber das kommt hier selten vor. . . . Und dann habe ich mein Vergnügen an den Zimmermädchen. So gab es hier im Sommer eines, das noch sehr naiv war. Eines Abends rennt sie durch das ganze

Haus und schreit: ‚Der Herr auf Nummer sechs — das ist dieses Zimmer — ist krank!‘

Der Wirth kommt herauf und bringt den Doktor mit und weckt den Herrn auf und will ihm behülflich sein. Aber der jagt sie alle Beide hinaus und sagt, er sei völlig gesund.

Am folgenden Tage, als er abgereist war, kommt der Wirth herauf und sagt zu dem Mädchen, das gerade das Zimmer in Ordnung brachte: ‚Bist Du von Sinnen, Emilie, daß Du mich zu einem gesunden Menschen mit dem Doktor kommen läßt?‘

‚Jesses, ich sah doch, daß es ein Geschäftsreisender war, aber er sprach nicht mit mir, faßte mich nicht um und wollte mich nicht küssen. Konnte ich mir denn was Anderes denken, als daß er krank sein mußte!‘ . . .

„Steigen hier im Hotel keine angesehenen Männer ab?“ fragte ich.

„O doch! In diesem Zimmer wohnt regelmäßig das Oberhausmitglied unserer Gegend, wenn es zur Reichstagswahltagitation herkommt. Als er das letzte Mal hier wohnte, kam Konsul Hägelein herauf und bat ihn bringend, er möchte doch dafür wirken, daß er, der Konsul, in den Reichstag gewählt würde.

„Ich stehe auf Seiten der Bauern und stimme für Erhöhung des Kornzolles,“ sagte der Konsul.

„So — —“ sagte das Oberhausmitglied gedehnt.

„Ich bin ein Gegner der Bureaucratie, deren überflüssige Posten ich einzuziehen wünsche.“

„Also ein Nationalliberaler,“ sagte der Andere. „Herr Konsul, Sie wissen, daß ich der Konservativen — —“

„Verzeihen Sie, ich hätte noch eine private Bitte. Wenn Sie so gütig sein wollten, allen Waarenbedarf aus meinem Geschäft zu beziehen, würde ich Ihnen mit Vergnügen, um unserer alten Freundschaft willen, Jahreskredit gewähren sowie fünfzehn Prozent Rabatt.“

„Ich glaube — — hm — — daß bei der Stimmung der Wähler — — der Herr Konsul nicht ohne Ausflüchten ist.“

„Sie können meines besten Dankes versichert sein, wenn ich durchkomme — —“

„Hm! — — Würden der Herr Konsul etwas dagegen haben, als Dritter auf einem kleinen Wechsel zu stehen? Es handelt sich nur um dreitausend Mark.“

„Ich unterzeichne mit Vergnügen — — nach Schluß der Wahlen.“

„Ich glaube, Sie können sich für den nächsten Reichstag in der Hauptstadt nach einer Wohnung umsehen.“ — —

Ich wurde ganz wüthend über eine solche Korruption, sprang schnell auf und — erwachte.

Das Licht, das ich im Einschlafen hatte brennen lassen, war ganz heruntergebrannt. —

Feuilleton.

Die Sorglichen.*

Im Frühling, als der Märwind ging,
Als jeder Zweig voll Knospen hing,
Da fragten sie mit Dagen:
Was wird der Sommer sagen?

Und als das Korn in Fülle stand,
In lauter Sonne bries das Land,
Da seufzten sie und schwiegen —
Bald wird der Herbstwind fliegen.

Der Herbstwind blies die Bäume an
Und ließ auch nicht ein Blatt daran.
Sie sah'n sich an: Dahinter
Kommt nun der böse Winter.

Das war nicht eben falsch gedacht,
Der Winter kam auch über Nacht.
Die armen, armen Leute,
Was sorgen sie nur heute?

Sie sitzen hinterm Ofen still
Und warten, ob's nicht thauen will,
Und bangen sich und sorgen
Am morgen.

Ernst Falke.

Abschied von der Mutter. So geht auch das letzte Kind, die Tochter, an der ihr ganzes Herz gehangen, von der Mutter, hinein in die große, fremde Stadt, um sich ihr Brod im Dienste bei einer „Herrschafft“ selbst zu verdienen. Nichts von dem, was das Leben Schweres bringen kann, ist dem alten Weibe erspart geblieben. Ihr Leben lang hat sie in harter Arbeit sich abplagen müssen, in jedem Wind und Wetter war sie draußen auf dem Felde. Davon sind ihr die Glieder steif geworden; in ihren alten Tagen ist ihr die Gicht in den welschen Körper gefahren und hat die ebened hohe Gestalt gebeugt. Am Krückstock muß sie mühsam dahinhumpeln, die in der Jugend unter den Schnellsten und Fröhlichsten war. Von ihrem Leben in Noth und Arbeit zeugen die tiefen Furchen im Gesicht, die großen, berben Hände. Und nun der neue Schlag! Die Alte ist nicht gewohnt, laut zu jammern. Nur in den gepressten Lippen, in den hoch gezogenen Brauen, in dem Blick kommen ihre Empfindungen zum Ausdruck. Die Rechte legt sie um ihr Kind, sinnend ruht ihr Blick auf ihm, wie prüfend. Bilder der Vergangenheit, Hoffnungen und Zweifel für die Zukunft ziehen in schneller Folge an ihrem inneren Auge vorüber. Wie der kleine Spätling die Familie überraschte und dann als Nesthäkchen Allen zur Freude heranwuchs, wie er von allen Seiten verhätschelt und verwöhnt wurde. Als die anderen Kinder schon aus dem Hause fort waren, da verbreitete das lustige Ding noch überall Sonnenschein.

* Aus „Neue Fahrt“. Berlin, Schuber & Coeffler.

Aber jetzt ging es nicht länger so. Für den starken Esser langte es in dem fargen Haushalt nicht mehr. Sie mußte hinaus, sich selbst erhalten, vielleicht auch den alten Eltern etwas nach Hause schicken. Wie wird es dem Kinde da draußen gehen? Die Mutter denkt an die Gefahren, die in der Stadt drohen. Oft genug hat sie von jungen Mädchen vom Lande gehört, denen die Stadt verderblich geworden. In den Augen der Tochter sucht sie zu lesen: Darf sie ihr die Kraft zutrauen, daß sie den Weg durch's Leben finden wird? Und das frische, junge Ding, das schon ihr kleines Bündel unterm Arm hat, legt den Arm auf die Schulter der lieben Mutter und sieht ihr fest in die Augen, als wollte es die unausgesprochene Frage mit einem Versprechen beantworten. Sie hat gute Zuvorficht. Ihr lacht das Leben, und was sie von der Stadt gehört, erfüllt sie mit freudigster Erwartung. . . . D. Laugé hat das schlichte Bild gemalt, das wir heute in der Abbildung vorführen. Es ist ein vorzüglicher französischer Tonschnitt, in dem die weichen Uebergänge, die dem gemalten Wilbe eigen sind, die Rundungen der Körper und der Charakter der einzelnen Stoffe in ausgezeichneter Weise herausgebracht sind. —

Zur Physiologie des Pflanzens. Wie G. Rivière und G. Bailhache berichten, unterwarfen sie die Früchte zweier Birnbäume der Varietät „Triomphe de Jodoigne“, von denen der eine auf einen Birn-, der andere auf einen Quittenbaum gepfropft worden war, einer vergleichenden Untersuchung. Die Bäume waren beide 15 Jahre alt und wuchsen unter denselben äußeren Bedingungen nahe beieinander. Die Analyse der in drei aufeinander folgenden Jahren von beiden Bäumen geernteten Früchte ergab aber sehr verschiedene Resultate. Die Birnen, die von dem auf die Quitte gepfropften Baume stammten, zeigten lebhaftere Färbung und ein höheres, absolutes und spezifisches Gewicht, ihr Saft besaß eine größere Dichtigkeit, einen größeren Säure- und Aschengehalt und ganz besonders einen wesentlichen höheren Zuckergehalt. Ganz ähnliche Resultate erhielten die Verfasser bei einem anderen Versuche, den sie in den Jahren 1886 und 1887 mit der unter dem Namen „Dayonné d'hiver“ bekannten Birnensortirät ausführten. Die Früchte, die von dem Baume stammten, bei dem ein Birnbaum als Unterlage diente, wogen im Durchschnitt 230 Gramm, die von dem Baume, bei dem die Pfropfung auf einen Quittenbaum geschehen war, zeigten ein durchschnittliches Gewicht von 435 Gramm. Der Saft der ersteren Früchte zeigte einen Zuckergehalt von 9,04 Gramm, der Saft der letzteren einen solchen von 11,59 Gramm. Hieraus ergibt sich, daß die Unterlage einen wesentlichen Einfluß auf die Pflanzung und auf die Qualität der erzielten Früchte ausübt, indem sie die Intensität der physiologischen Vorgänge, die in demselben stattfinden, vermehrt oder vermindert. —

Ein Sterben. Ueber den Häusern, deren Dächer und Schornsteine in einen grauen Dunst verschwammen, glommt der Morgen auf. Erst hauchte er purpurn die Dachrinne an, dann glitt er hinunter an dem verräucherten Gemäuer und scheuchte das lichte Dämmerlicht in den edigen und winkligen Gassen auf, daß es erschreckt auseinander flatterte und sich auflöste in dem fröhlichen,

weißen Licht, das kalt und naß sich über die graubraunen Granitblöcke des Bürgersteigs gelegt hatte. In den Gassen war noch die Stille der Nacht. Und der Tag machte sich auf und schlich auf den goldenen Sohlen über Brücken und Plätze, durch Straßen und Gassen bis in die äußersten Grenzen der Vorstadt, wo thaurische Wiesen und langweilige Kartoffelfelder im Schatten fünfzöckiger Reichstajernen lagen. Von drüben aber ragten drohend die rothen Schote der Fabrikstadt herüber. Hin und wieder hob ein Laubenhäuschen oder eine roh gezimmerte Bretterbude ihr unscheinbares Haupt aus dem mageren Wiesengrün hervor. Ein leises Bimmern drang aus einer dieser Lauben, kaum hörbar vor dem Singen und Schmettern der emporsteigenden Lerchen. Im Halbdunkel der dichten Bohnenranken, die die Gitterstäbe der Laube umfletterten, kauerte ein junges, todtkranke und obdachloses Weib; ein Kind von etwa einem halben Jahre lag schlafend an ihrer Seite. Durch die Bohnenranken und Gitterstäbe zitterte der Tag. In großen, gelben Flecken legte er sich über Blätter und Ranken, in zitternden, goldenen Schlangen huschte er über den hellen Sand und die dunkelrothe Ziegelplasterung des Fußbodens. Dann kletterte er langsam und vorsichtig an dem zerrissenen Fußzeug der Bimmernenden empor, schob sich warm und golden über die Lumpen ihrer Kleidung, bis er sich an das Anlich der Sterbenden schmiegte und um ihr zerzaustes Kraushaar einen goldenen Schimmer zog. Und dann kam der Wind. . . . Und nun erwachte das Leben. Schlürfenden Schrittes zogen Arbeiter einzeln oder in Trupps nach ihren Arbeitsstätten. Ab und zu ertönte das Röcheln und Anarren eines schwer beladenen Lastwagens und ganz aus der Ferne ein vereinzelter Hahnen-schrei. . . . In seinen tausend und abertausend Gestalten wuchs das Leben in den Tag hinein. Auch drüben im Reiche der Schote wurde es lebendig. Ein langgezogener, gellender Pfiff, dann legten die Maschinen ein, deren Thätigkeit in einem leicht surrenden Geräusch über die Wiesen herüberdrang. Aus den Schloten wirbelten rufschwarze Wolken zum Himmel empor, die sich kräuselten, zitterten und wanden, bis sie in einem braunen, dunstigen Schleier zerflohen.

Im Laubenhäuschen hatte das Bimmern aufgehört. Mit großen, offenen Augen starrte das Kind in den goldenen Morgen hinaus; die Mutter war todt. Mit den Grashalmen und Mohnblumen draußen spielte der Wind. Er riß und zerrie die Blumen, daß die rothen Blätter abfielen und auf die Todte hinüber flatterten; wie große, rothe Blutstropfen des erwachenden Lebens lagen sie nun auf den Lumpen des Leichnams. Von den Häusern der Stadt aber drang es herüber weich und feierlich, wie ein erlösender Sang von hellen, lieblichen Kinderstimmen: „Nacht auf das Thor! Nacht auf das Thor! Es kommt ein goldner Wagen!“ . . . — u.

Das Wunderbare am Meer ist seine Seelenähnlichkeit. Jede andere Landschaft scheint uns starr; nur des Meeres Bewegungen sind flüchtig genug, um an unserem Dasein meßbar zu sein; es ist von den Weltenschauspielen das menschlichste. —

Harry Graf Repler.

Nachdruck des Inhalts verboten!